

Stephan Huber

"Kinder brauchen jetzt mehr Rhythmus und weniger Langeweile"

Wer im Lockdown wenig gelernt hat, konnte sich auch sonst schlecht motivieren. Fördermaßnahmen dürfen nun nicht wie Strafen wirken, sagt Bildungsforscher Stephan Huber.

Interview: **Parvin Sadigh**

7. April 2021, 6:44 Uhr



Zurück in der Schule: Die, die im Distanzunterricht wenig gelernt haben, sind auch seltener spazieren gegangen und haben seltener im Haushalt geholfen. © Sean Gallup/Getty Images

Der Bildungsforscher Stephan Huber von der Pädagogischen Hochschule Zug in der Schweiz hat zu den Schulschließungen in der Corona-Krise eigene Befragungen unter Lehrkräften, Schülerinnen und Schülern und Eltern durchgeführt [<https://www.zeit.de/gesellschaft/schule/2020-04/homeschooling-schule-bildung-lernzeit-digitaler-unterricht>] und weitere Studien ausgewertet. Er sagt, je weniger Zeit und Möglichkeiten die Eltern haben, ihre Kinder zu unterstützen, und je weniger Platz und Technik die Kinder daheim zur Verfügung haben, desto intensiver braucht es die Schule, um die Kinder anzuregen und zu begleiten – insbesondere in einem Lockdown.

ZEIT ONLINE: Herr Huber, laut Ihren Studien und der Analyse weiterer Umfragen hat sich bestätigt, was viele befürchtet haben: Der Fernunterricht hat die Ungerechtigkeit im Bildungssystem weiter verschärft. Schüler aus Familien, die ihre Kinder nicht unterstützen konnten, hatten weniger Erfolg beim Lernen. In Ihren Umfragen betraf das 25 bis 30 Prozent der Schüler, in anderen Studien war der Anteil sogar höher. Aber es lag nicht nur am fehlenden Laptop, oder?

Stephan Huber: Nein, fehlende Technik spielte zwar vor allem in Deutschland eine große Rolle, aber sie war nicht allein ausschlaggebend für die Probleme vieler Kinder. Die Schüler und Schülerinnen, die am wenigsten gelernt haben, haben nicht nur weniger Zeit für das Lernen aufgebracht, sie waren auch sonst weniger aktiv: Sie verbrachten weniger Zeit mit Sport oder damit im Haushalt mitzuhelfen. Sie waren insgesamt weniger motiviert, etwas zu tun, kamen morgens nicht so leicht aus dem Bett, konnten sich schlechter selbst organisieren und selbstständig lernen [<https://www.zeit.de/2021/11/schueler-corona-lockdown-digitalisierung-psychologie-sekundaertugenden>]. Das Einzige, das sie viermal so lange gemacht haben im Kontrast zu der Gruppe der Fleißigen, war Zocken, also Computerspiele.

ZEIT ONLINE: Zwar sind die Schulen zum Teil wieder geöffnet – manche Jahrgänge müssen aber weiterhin zu Hause lernen. Was brauchen diese Kinder und Jugendlichen jetzt?

Huber: Sie brauchen vor allem mehr Rhythmus und weniger Langeweile. Die Schule müsste sie aktivieren. Sie benötigen mehr Ansprache und Begleitung, dafür weniger Über- und Unterforderung. Lern- und Hausaufgaben müssen kontrolliert werden mit konstruktivem Feedback und mit Wertschätzung. Schüler und Schülerinnen müssen aber auch untereinander in Kontakt stehen, benötigen den Austausch, persönlich, aber auch hinsichtlich der Lernaufgaben.

ZEIT ONLINE: Auch um nicht noch mehr zu vereinsamen?

Huber: Ja, der Umfang der sozialen Kontakte hat sich deutlich reduziert. Bildung ist mehr als nur Wissensvermittlung. Schule gewichtet ohnehin oft sehr stark den kognitiven Bereich. Im Lockdown ist die Gefahr hoch, dass sich diese Tendenz verstärkt. Dabei gelingt Bildung viel besser, wenn die Kinder sich in allen Dimensionen wohlfühlen: physisch, psychisch und sozial. Der Lernerfolg korreliert mit positiven Emotionen. Das alles wirkt sich auf die Motivation aus.

ZEIT ONLINE: Es kursieren viele Ideen, um den Kindern zu helfen, die während der Corona-Krise besonders viel verpasst haben: Das Schuljahr wiederholen oder verlängern, Samstagsunterricht, was halten Sie davon?

Huber: Ich argumentiere eigentlich auch für Kompensationsangebote. Aber sie dürfen sich nicht wie Strafen anfühlen – dann ist die Motivation weg.



*Stephan Huber leitet das Institut für Bildungsmanagement und Bildungsökonomie an der Pädagogischen Hochschule Zug in der Schweiz. Unter dem Titel "COVID-19 und aktuelle Herausforderungen in Schule und Bildung" hat das Forscherteam um Stephan Huber erstmals Ende März und Anfang April 2020 25.000 Schüler, Eltern, Lehrkräfte, Schulleitungen sowie Mitarbeiter der Schulverwaltung und des Unterstützungssystems online im Rahmen des Schul-Barometers in Deutschland, Österreich und der Schweiz befragt. Es folgten weitere Teilstudien mit Menschen, die bereits in der ersten Befragung teilgenommen hatten sowie qualitative Befragungen unter anderem von Schulleitungen. Außerdem hat das Team aktuell knapp 100 Studien im deutschsprachigen Raum zu Covid-19, Schule und Digitalisierung analysiert.
© privat*

Grundsätzlich funktionieren Programme auch nicht gut, die den Schülern den Stempel aufdrücken, dass sie die Schlechtesten sind. Angebote müssen niederschwellig sein, nicht stigmatisierend wirken, sondern eigentlich Lust machen, daran teilzunehmen.

ZEIT ONLINE: Ein Theaterprojekt könnte also nach dem Lockdown sinnvoller sein, als Matheaufgaben zu üben?

Huber: Für manche Schüler sowieso! Zum einen gelingt es in solchen Projekten oft, dass die Kinder eine Beziehung zur Schule aufbauen. Zum anderen schaffen sie auch Erfolgserlebnisse und das Gefühl der Selbstwirksamkeit. Eine der Schlüsselaufgaben der Schule ist, dass die Kinder lernen, sich selbst zu organisieren. Es entstehen dann andere Beziehungen, es werden positive Haltungen entwickelt.

Schulen sollten selbst entscheiden, was sie brauchen

ZEIT ONLINE: Welche Haltungen?

Huber: Wir haben beobachtet, dass Kinder, die in der Schule einen Ort finden, an dem sie sicher sind und sich wohlfühlen, sich im Sozialverhalten positiv verändern, sich für schulische Belange öffnen und dann eben auch bessere akademische Leistungen erbringen. Das erreichen wir, wenn Lehrerinnen, Erzieher und die Schulsozialarbeit sich für sie interessieren. Diese Erfahrungen steigern das Selbstbewusstsein und fördern gleichzeitig die Übernahme von Verantwortung für eine Gemeinschaft.

ZEIT ONLINE: Bund und Länder wollen eine Milliarde Euro in Förderstunden investieren, für die Kinder und Jugendlichen, die es brauchen. Die Lehrerverbände fordern noch mehr. Gerade entwickeln sie ein Konzept

für Nachhilfestunden und Ferienschulen. Ist es das, was Sie sich wünschen?

Huber: Schlecht wären sogenannte gießkannenmäßige Maßnahmen für allen Schulen. Jede Schule sollte selbst entscheiden, was sie braucht, oder zumindest stark in die Entscheidung eingebunden werden. Manche müssen vielleicht ihre

Schulsozialarbeit auf- und ausbauen, andere die individuelle Lernbegleitung stärken. Man sollte in den wirklichen Bedarf investieren. Wir gehen davon aus, dass Lehrkräfte ihre Schülerinnen und Schüler gut kennen. Sie wissen, wer was benötigt. Die Anzahl der Kinder, die besondere Unterstützung brauchen, wird sich auch innerhalb einer Schule nicht auf alle Klassen gleich verteilen. Dort, wo besonders viele Kinder Förderbedarf haben, muss mehr ausgegeben werden.

Das hat man während der Schulschließungen besonders deutlich an den Schulen mit einem hohen Anteil von Schülern aus finanziell schlechter gestellten Familien gesehen. Sie hätten dringend vor allem personelle Unterstützung gebraucht.

ZEIT ONLINE: Warum wird das im Lockdown besonders sichtbar?

Huber: Eine Lehrkraft, die vor allem Schüler und Schülerinnen unterrichtet, deren Eltern ihnen zu Hause helfen können, hat vielleicht zwei oder drei in der Klasse, die abtauchen, die mehr individuelle Unterstützung brauchen. Sie schafft es, sie alle regelmäßig anzurufen. Wenn ich aber 50 oder 70 Prozent der Klasse mit dem Fernunterricht nicht erreiche, schaffe ich das Abtelefonieren alleine nicht. Deshalb sind dort die Lücken so groß.

ZEIT ONLINE: Denken Sie wie die Kultusminister, dass die Schulen deshalb unbedingt offen bleiben müssen?

Huber: Es ist nicht meine Kompetenz, virologische Risiken einzuschätzen. Wenn alle in der Schule sind, ist es einfacher den Tag und die Woche zu rhythmisieren, Hilfe anzubieten, wenn sich etwa ein Kind noch nicht selbst organisieren kann. Aber wenn die Schulen als Gebäude schließen müssen, können andere Orte, virtuelle Räume, geschaffen werden für die schulischen Belange, aber auch für die sozialen und motivationalen Bedürfnisse.

ZEIT ONLINE: Wie?

Huber: Da treffen sich etwa mal fünf oder sechs Kinder mit einer Erzieherin oder einer Lehrkraft morgens in der Videokonferenz und reden erst einmal darüber, wie es ihnen geht, was sie beschäftigt. Es entsteht eine neue soziale Nähe. Schüler können in *break-out-rooms* zu zweit oder in kleinen Gruppen etwas erarbeiten. Es gibt sehr coole Apps, die Beziehungen und Austausch ermöglichen oder mit denen man gemeinsam basteln, malen oder etwas schreiben kann. Die, die so nicht erreicht werden, rufen die Pädagogen dann weiterhin an.

Allerdings dürfen Lehrer und Lehrerinnen damit nicht allein gelassen werden. An vielen Schulen sind Erzieher und Sozialarbeiter vom Ganztage eingebunden. Zusätzlich beschäftigen Schulen Lehramtsstudierende, finden in der Gemeinde

weitere – auch personelle – Ressourcen, zum Beispiel Mitarbeitende von Jugendtreffs. Stadtteile, die mehr Ressourcen haben, könnten andere unterstützen. Hier sind auch die Kommunen gefordert.

ZEIT ONLINE: Immerhin die Digitalisierung der Schulen ist vorangegangen. Das zeigen auch Ihre Umfragen, oder?

Huber: Ja, unbedingt. Auch wenn die technische Ausstattung und die digitalen Kenntnisse der Pädagogen in Deutschland im Durchschnitt schlechter waren im Vergleich mit der Schweiz etwa. Trotzdem haben wir festgestellt, dass ein Drittel der Lehrkräfte extrem kreativ in der ersten Zeit über alle gesetzlichen Regeln mit digitalen Angeboten experimentiert hat. Am anderen Ende der Skala hat sich aber auch viel getan. Lehrkräfte, die nicht einmal eine E-Mail-Adresse oder andere Medien genutzt hatten, tun es nun. Es ging eben nicht anders. Oft wird der Unterricht aus dem Klassenzimmer dann aber einfach auf Zoom nachgeahmt. Zwar ist auch das natürlich besser als gar keine Struktur und kein Kontakt. Aber Lernen mit Technologie schafft darüber hinaus Möglichkeiten, stärker zu individualisieren, also Schüler gemäß ihren Vorkenntnissen zu fördern. Zudem entstehen weitere Formen der Zusammenarbeit von Schülern und Schülerinnen untereinander. Angestrebt werden sollte es, Bildungsprozesse, Persönlichkeitsentwicklung, soziales, emotionales und kognitives Lernen gleichermaßen zu fördern.

ZEIT ONLINE: Was könnte sich denn nach der Corona-Krise bestenfalls langfristig ändern in den Schulen?

Huber: Der Umgang mit digitalen Medien in der Krise kann ein wichtiger Anstoß sein. Statt auf die Best Practice zu warten, galt erst einmal Next Practice. Also statt auf die perfekten Konzepte von der Behörde und auf die ideale Ausstattung zu hoffen: machen, was geht. Viele Befragte in den Teilstudien des Schul-Barometers fragen: Wie kann Schule stärker in den Lebenswelten der Kinder verankert werden? Warum nicht in größeren Zusammenhängen denken und unterrichten? Über die Pandemie, den Klimawandel, Inklusion, Migration und Demokratie sprechen – und ein Verständnis für Komplexität und Uneindeutigkeit schaffen. Wie bleibe ich trotz Ambiguität handlungsfähig? Viele Schulen arbeiten schon so. Es ist sinnvoll, jetzt über das Lernen, die Schule und die Bildung von morgen zu sprechen. Wichtig ist dabei, nicht hinzuwarten, sondern zu beginnen in kleinen Schritten. Anstrengungen, die gerade geleistet werden. Dem gebührt Respekt und Anerkennung.